

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1925

247 (24.10.1925) Wissenschaft und Bildung

Samstag, den 24. Oktober 1925

Das alte und das neue Wiegenlied

Von Dr. Hans Benzmann

Suße, liebe Suße, was raschelt im Stroh?
Das sind die lieben Gänse, die haben kein — Schuß.
Der Schuster hat Reissen, kein Leder dazu:
Da müssen die lieben Gänse wohl gehen ohne Schuß.

Hoffmann von Fallersleben teilt dieses sehr alte und weitbekannte Wiegenlied in seinen „Schlesischen Volksliedern“ mit. Noch viel älter ist das folgende:

Wiso von Halberstadt, bring' doch unsre kleine Kintchen
Wat soll ik em bringen? (wat!)
'n Paar rote Schau mit Ringen,
'n Paar rote Schau mit Goldede bechlan,
da kann unsre Kintchen drost to Danze goahn.

(Aus der Herbstzeit Segend.)

Nach herkömmlicher Annahme soll dieser Kinderreim von Wiso sich auf den Bischof Burchard von Halberstadt beziehen. Dieser Bischof, der im Jahre 1047 mit den Sachsen sich gegen Kaiser Heinrich auflehnte, war ein besonderer Freund der Kinder, so daß er niemals von seinem Schlosse, dem Peterhof, ausging, ohne Geschenke für die Kinder, Obst, Schuhe, Geld usw. sich nachtragen zu lassen. Daher die Frauen Gelegenheit nahmen, seinen Namen in diesem Wiegenliede zu erhalten. Nach andern ist Wiso jene rote Kuh der Edda, die im letzten Völkerkampfe über die Brücke des Himmels mit (Grimm, Mythologie).

Ebenfalls ein uraltes Wiegenlied, das besonders interessant wegen seiner tiefen Beziehungen zu den germanischen Schicksalsgöttinnen, den Nornen, ist, lautet:

Rite, rite Köhli!
z' Wade stat es Schöbli,
z' Wade stat es Summerbus,
's luget drei Marreie drus.
Die erste spinnt Side,
die andre schnähelt Ehrde,
die dritt' spinnt Habenstrau,
b'hüet mir Gott mi's Viebli an!

(Aus dem Ranton Zürich.)

Die christlichen Zeitalter haben aus den drei heidnischen Schicksalsjungfrauen drei Marien gemacht. — Ich könnte noch viele Lieder aus so alter Zeit anführen. An sich außerordentlich poetisch in den Bildern und Vorstellungen und im Tone, in der Stimmung von unvergleichlicher Wirkung für die Kinderseele, enthalten diese alten Lieder zugleich uralte Symbole und Mythen, sie hängen aufs innigste mit religiösen Ideen und Kulturen zusammen, die wiederum zurückgehen auf immanente Eigentümlichkeiten der menschlichen Seele, auf ihre Beziehungen zur Allnatur, zum Schicksal. Diese Lieder wirken deshalb auch noch heute suggestiv, eigentümlich befeelt, und ich möchte sagen heimlich vertraut. Es liegt in der Natur der Sache, daß mit so lebendigen Bildern kein Wiegenlied der späteren Zeit an Schönheit, Tiefe und Innigkeit des aufzunehmen kann.

Doch der innige Ton des Volksliedes wird auch in manchem Kunstliede der klassischen und romantischen Zeit fast erreicht. Ich erinnere nur an Luise Heinecks tiefempfundenes „Müde bin ich, geh zur Ruh“, das

allerdings kein eigentliches Wiegenlied ist. Matthias Claudius war der rechte Dichter des Abend- und Wiegenliedes. Sehr drollig ist sein hausbackenes „Die Mutter bey der Wiege“:

Schlaf, süßer Knabe, süß und mild,
du, deines Vaters Ebenbild,
das bist du; doch dein Vater spricht,
du habest seine Nase nicht!
Nur eben igo war er hier
und sah dir ins Gesicht
und sprach, viel hat er zwar von mir,
doch meine Nase nicht.

Claudius hat auch „Ein Wiegenlied bey Mondschein zu singen“ gedichtet, das nach Art des Dichters von lebenswürdigem, ungeschminkter Natürlichkeit ist. Von den Romantikern haben namentlich Brentano und Achim von Arnim einen lieblichen kindlichen Ton in ihren Liedern angeschlagen. — verbannten wir ihnen beiden doch die erste große Volksliederammlung „Des Knaben Wunderhorn“, die auch manches alte Wiegenlied enthält. Eigentliche Wiegenlieder haben sie selbst nicht gedichtet. Auch bei anderen Romantikern, wie z. B. Eichendorff, habe ich keine Wiegenlieder gefunden. Dagegen findet man in Rückerts „Liebesleben“ derartige Klänge, doch wunderbarerweise sind sie sehr persönlich und nicht kindlich-beiter gestimmt. Sehr doppelstimmig und beziehungslos klingt z. B. folgendes „Wiegenlied“ Rückerts:

Dreimal mit dem weißen Kleide
nahte Mutter deinem Bette,
dreimal deine Schlummerstätte
hüllte sie mit grüner Seide,
sah nach dir, mit stillem Reide,
ob ihr Kind noch immer liege?
Und du schläfst in deiner Wiege
Dreimal nach des Winters Rosen
kamen Schneeglock' und Rosen,
aus dem Bett dich abzuholen,
dreimal kamen Nell' und Rosen,
fragten an mit süßem Kosen,
ob dein Schlummer nie verfliege?
Und du schläfst in deiner Wiege — und.

Das Lied vertieft in den folgenden Strophen noch diese tragische Stimmung, und es wird nicht recht verständlich, wie das ernste, schöne Gedicht zu deuten ist. Auch zwischen den Gedichten Chamisso's, der ähnlich wie Rückert Frauenliebe und -leben besungen hat, findet man einige ernst gehaltene Wiegenlieder („Du schlummerst, feiner Knabe, du meiner Freuden Kind“ u. a.). Reizend naiv im Tone ist ein Kinderlied Chamisso's, das ein kleines Mädchen in der Freude über ihre Puppe singt und das so beginnt:

Mutter, Mutter! Meine Puppe
hab' ich in den Schlaf gewiegt,
gute Mutter, komm und siehe,
wie so englisch sie da liegt.
Vater wies mich ab und sagte:
Geh, du bist ein dummes Kind;
du nur, Mutter, kannst begreifen,
welches meine Freuden sind.

Zur allgemeinen Wirkung diese Gedichte im Vergleich zu den alten Volksliedern wie Gedichte aus zweiter

Hand: sentimental, nicht frisch und froh empfunden — es sind eigentlich keine „Wiegenlieder“.

Mit wirklichen „Wiegenliedern“ sind erst wieder rechte Kinderpoeten hervorgetreten, obwohl auch sie den süß einflutenden Ton des alten Wiegenliedes nicht erreichen. Solche Liederdichter waren Hoffmann von Fallersleben, Robert Reinick, Friedrich Güll, Graf Pucci. Hoffmann von Fallersleben hat eine ganze Serie von Wiegenliedern gedichtet, die sich vor anderen durch singbare Einfachheit und Innigkeit auszeichnen.

Die Gegenwart und die Moderne hat keinen Sinn für das Wiegenlied, wie für naive Dichtung überhaupt. Die Romantik verschmäht die einfache Weise. Erst neuerdings findet das Kinderlied und alles, was sich auf das Kind bezieht, Märchen, Bilderbücher, Spielsachen usw. wieder eine liebevollere Pflege. Aber das moderne Kinderlied entspricht meinem Empfinden wenig; soweit es poetisch ernst zu nehmen und nicht nur als eine Wiederholung alter Motive zu bezeichnen ist, wirkt es doch oft recht gekünstelt naiv; ich denke hierbei vor allem an die Kinderlieder Richard Dehmels, die ich nur erwähnen will, die aber hier näher zu charakterisieren keine Veranlassung vorliegt. Wie ganz anders wirkt dieser bedeutende Dichter, von dem Rilke oft sagte, daß er alle Dichter seiner Zeit überdauern würde, in den ersten gedanken- und empfindungsvollen Gedichten, die er dem eigenen Sohne und der ganzen Jugend widmete, man erinnere sich z. B. des wundervollen, ergreifenden „Liedes an meinen Sohn“.

Rilke selbst hat ein innig empfundenes und stimmungsvolles „Wiegenlied“, das er für sein Söhnchen Wulf gedichtet hat, hinterlassen:

Vor der Türe schläft der Baum,
durch den Garten zieht ein Traum,
langsam schwimmt der Mondesfahn,
und im Schlafe kräht der Hahn,
schlaf, mein Wölflchen, schlaf!
Schlaf, mein Wulf! In später Stund'
küh' ich deinen roten Mund.
Streck' dein kleines, dickes Bein,
steht noch nicht auf Weg und Stein,
schlaf, mein Wölflchen, schlaf!
Schlaf, mein Wulf. Es kommt die Zeit,
Regen rauscht, es stürmt und schneit,
lebst in atemloser Haft,
hättest gerne Ruh' und Raht,
schlaf, mein Wölflchen, schlaf!
Vor der Türe schläft der Baum,
durch den Garten zieht ein Traum,
langsam schwimmt der Mondesfahn,
und im Schlafe kräht der Hahn,
schlaf, mein Wölflchen, schlaf!

Bei Gustav Falke, dessen schönste und innigste Gedichte Herdglück und eigenes Heim, den Frieden der Ehe in sanften, doch leuchtenden Farben schildern, sucht man ein Wiegenlied vergebens. Farte und zärtliche Liebe von Elternliebe, von süßer Mutterliebe hat der badische Lyriker Albert Seiger gedichtet (wie „Zwei Marienbilder“ usw.); in einem anmutigen Marienbild variiert er ein altes volkstümliches Wiegenlied in freier passender Art. Ich möchte deshalb das liebliche Gedicht hier anführen:

Oskar Haberer

Von Hermann Erich Basse (Freiburg i. B.)

Heimatkunst ist Verkündigung der Heimat im edelsten Ausdrucks, dessen der Mensch fähig ist. Maler oder Dichter, Menschen deren Schöpfungen aus heimatlichem Boden quellen, haben alle Dinge mit den Augen der Liebe und erfassen frohen Hergens. Sie entdecken offenkundige und verborgene Schönheit und Eigenart der Landschaft und des Volkes, das darin lebt. Ihre Werke sind durchdringt von den geheimen Mayungen der Seele, des Gemütes, die mit Erlebnissen sich füllen von Jugendtagen an. In dieser Einstellung lernte ich im letzten Herbst den Menschen und Künstler Oskar Haberer in Berlin kennen und war sehr erstaunt über des Malers reiches und inniges Schöpfen.

Prophezen gelten nichts im eigenen Land; aber Oskar Haberer schreitet rüstig seinem 60. Lebensjahre entgegen, ungebeugt und arbeitsfroh, und da wird es doch langsam Zeit, daß wir Haberer und des Landsmannes erinnern.

Oskar Haberer ist als Sohn eines Kaufmanns am 16. Februar 1867 in Offenburg geboren und kam nach dem Besuch der Volks- und Bürgerschule, woselbst bereits sein ausgesprochenes Talent erkannt wurde, an die Karlsruher Kunstgewerbeschule. Als Schüler von Prof. Göb, der aus der Meisterklasse Ferdinand Kellers hervorging, erlangte er die überaus fleißige Malersmann bereits Auszeichnungen und Diplome. Bald packte der Offenburger seine sieben Sachen und lernte begierig weiter unter Prof. Hysis an der Akademie der bildenden Künste in München. Dann ging in die Welt nach Wien und Berlin, Frankfurt und Straßburg. Längere Zeit arbeitete er kunstgewerblich in Schramberg, am später

nach Holland überzusiedeln. Der Einfluß der Niederländer hat besonders befruchtend auf Haberers Kunst eingewirkt, und es ist selbstverständlich, daß mit der Schaffenskraft auch die eigene Prägung wuchs. Während des Krieges an den städtischen Schulen Berlins tätig, lebt er heute als freier Künstler in Berlin-Wilmersdorf; sein Leben ist sein Werk.

Haberers Bilder entstehen unmittelbar vor der Natur und gründliche Einzelstudien im Freien sind vorangegangen, bis das Bildganz im Geiste sich auch verankert, erst dann ist ihm der große Wurf möglich. Ihn engt nicht der Kompositionszwang des Meisters, in stiller Ehrfurcht und lieber Verjüngung, mit innerer Sammlung umfaßt sein Auge das Naturbild und hält es in gewandter Wahl poetisch geschönt fest. Seine Bildwerke sind erlebte Eindrücke, und wertvoll bereichert wird die Bildwirkung durch die völlige Beherrschung der technischen Mittel wie durch das gemütsinnige Einfühlen, ob er in der märkischen Schweiz, im Spreewald, im Donautal oder im Schwarzwald malt. Er versteht das Charakteristische zu erfassen, Farböne und Farbwerte fein gegeneinander abzustimmen, ob er ein lieblich Dorfidyll gibt, Herbstfeuer oder Frühlingssonne, Landschaften oder Typen. An seiner Heimat, an seinen Schwarzwaldtälern und Bergen hängt er mit vorbildlicher Liebe zur angekommenen Scholle, und kein Sommer vergeht, ohne daß er bei uns Einkehr und Auschau hält und den Pinsel schwingt.

Schon vor dem Krieg brachten ausländische führende Zeitungen und Zeitschriften glänzende Beurteilungen über Haberers Zeichnungen und Gemälde, und des Künstlers Ausstellungen in Harlem, Amsterdam, Seattle (Washington U.S.A.) brachten ihm nicht nur Aufträge, Altar- und Wand-

gemälde in Öl, sondern auch das Verdienst, überhaupt für die Achtung deutscher Kunst im Ausland gewonnen zu haben. 1909 erhielt unser Landsmann auf der internationalen Ausstellung in Seattle den Grand Prix und 1910 die goldene Medaille in Brüssel.

Sein weiteres Verdienst ist es, alter überlieferter Kunstübung, Einzelarbeit in Holz, auf die seine geholfen, neues Leben eingefloßt und dem Handwerk die Augen wieder dafür geöffnet zu haben.

In der Kriegs- und Nachkriegszeit waren die Schwierigkeiten der Beschaffung geeigneter Hölzer so groß, daß des Meisters Lieblingsneigung, seine Intarientkunst, darniederlag. Heute aber beschäftigt ihn die „Malerei in Holz zu Holz“, seine künstlerischen Kenntnisse und technischen Erfahrungen bereichern die Ausdrucksmöglichkeit. Er erreicht eine fast fabelhafte Damastwirkung durch die feinsinnige Auswahl und Ausnützung verschiedener Holzarten, ihrer Farben und ihrer Struktur; Flammen, Mafern, Zufälle und Unregelmäßigkeit im Wachstum macht er sich dienstbar. So entstehen neben Bierat für Möbel, Wandberkleidungen, Architekturen, ganze Landschaften und figurliche Darstellungen; neben einer heimatlichen Winterlandschaft eine Dorfmuße, ein ritterliches Turnier, Sonnenuntergang, eine Flötenbläserin, Segelboote. Jegliche Stimmung vermag Haberer darzustellen, Meer und Gestade, Land und Wald, Mensch, Baum und Tier. Diese in früheren Jahrzehnten auch im Schwarzwald geübte Kunstauferung rückt Haberer in die Nähe unserer ehemaligen inzierenden Bastler, und auch seine Malerei hat verwandte Jüge mit Art und Stoff der Schwarzwaldmaler des 18. und 19. Jahrhunderts.

Maria sieht im Blickgarten,
den kleinen Jesus tut sie warten.
Er liegt im sommerlichen Duft,
Die großen Augen in die Luft.
Die Fliegen ihn unsummen leise,
Sie schaukeln ihn und summt die Weise:
„Schlaf, Kindlein, schlaf!
Auf der Wiese gehn die Schaf.
Weiße und schwarze durch den Aker,
das tut den schönen Blumen weh,
Schneeweiß ist eines, das ist für dich,
der Vater schenkt es dir sicherlich.
Doch mußt erst wachsen und größer sein,
dann darfst du es führen ganz allein.
Darfst es führen an einem Seidenband,
es frißt dir gar niedlich aus der Hand.
Schlaf, Kindlein, schlaf!
Auf der Wiese gehn die Schaf.“
Meister Joseph gönnt eben sich Ruh,
sieht vom Nebeln behaglich zu.

Das das Wiegenlied und verwandte Gattungen des volkstümlichen Liedes in der modernen Lyrik und namentlich in der Frauenlyrik eine so geringe Pflege und keine Weiterentwicklung bisher gefunden haben, ist zu beklagen. Doch dieses Ergebnis hängt wohl mit dem ganz persönlichen, zuerst polemisch-naturalistischen, dann einseitig artifiziellen Charakter der modernen Lyrik zusammen. Andererseits mag die moderne Frauenbewegung von der selbstverständlichen die Frauendichtung unserer Zeit stark beeinflusst wurde und wird, ebenfalls dazu beigetragen haben, daß gewisse naive und rein auf den Empfindungsafford gestimmte Formen der Poesie eine zu bedauernde Vernachlässigung erfuhren.

Ist der Arzt verpflichtet, dem Kranken d. Wahrheit zu sagen?

Von Dr. E. L. Garb.

Nach dem Tode von Josef Kainz, dem hervorragenden bekannten Schauspieler, der einem tödlichen unoperierbaren Krebsleiden, kaum 50jährig, erlag, hatte sein Freund, der Wiener Schriftsteller Hermann Bahr, sich bitter und in schweren Vorwürfen gegen die Ärzte beklagt, daß sie dem Kranken die Schwere seines Leidens und dessen Unheilbarkeit verheimlicht hätten. Er fand es unzulässig, daß dem Kranken noch kurz vor seinem Tode seitens des Burgtheaters, an dem er damals engagiert war, ein neuer glänzender, jahrelanger Vertrag gegeben wurde, ein Vertrag, von dem man gewußt hätte, daß Kainz ihn nie erfüllen könnte, der also nur dazu diente, den Kranken zu täuschen, wenn er ihm auch Freude und Befriedigung in seinen letzten Tagen und Stunden gewährte. Der Kranke habe ein Recht auf Wahrheit; es sei nichts unerträgliches, als gleichsam vom Schicksal, ahnungslos, überfallen zu werden, sich seines unheilbaren Zustandes nicht bewußt zu werden und danach handeln zu können.

Das Interesse des Kranken geht allen anderen Erwägungen voran. Und die Frage ist nur, ob es im Interesse des Kranken liegt, immer die volle Wahrheit über seinen Krank-

heitszustand zu wissen. — Es ist sicher, daß jeder Kranke, mag er auch noch so mutig, tapfer und frohlos sein, sich und anderen scheinen, dennoch, wenn er den Arzt wegen irgend eines Leidens aufsucht, es mit einer gewissen ängstlichen Spannung tut. Die meisten wollen nicht nur geheilt, sondern auch darüber beruhigt sein, daß ihre Krankheit nicht besorgniserregendes ist. Es erfordert den ganzen Takt und die Klugheit des Arztes, herauszufinden, wie weit er dem Kranken die Wahrheit sagen kann, besonders dann, wenn es sich um ein Leiden handelt, das auch in der Zukunft noch Gefahren mit sich bringt, das wiederkehren kann oder das gar unheilbar ist. Aber auch in weniger schweren Fällen muß der Arzt äußerst vorsichtig in seinen Äußerungen sein, weil viele Kranke geneigt sind, scheinbar harmlose Bemerkungen des Arztes aufzugreifen, zu ihren Ungunsten zu deuten, und dadurch beunruhigt zu werden. Bemerkungen wie: „Ihr Puls ist etwas hart“ oder „Sie haben den Star“, wenn sich kaum die ersten Anfänge des Leidens gezeigt haben und es viele Jahre noch dauern kann, bis die Schwere darunter ernstlich leidet, solche und ähnliche Bemerkungen können oft so schwer treffen, daß sie den Kranken entmutigen und seine Leistungsfähigkeit auf lange Zeit stören. Immer wieder wird er an die Worte des Arztes erinnert, läuft zu anderen Ärzten, um sich Gewißheit zu verschaffen, durchforscht das große und kleine Konversationslexikon, wird zum Hypochonder: die Äußerungen des Arztes waren unnötig, nutzlos und schädlich. Der Professor der Münchener Universitäts-Klinik, Professor Baur, erzählte jüngst von einem Kranke mit einer Erkrankung der Aorta, der großen Schlagader. Dem Kranken ging es ganz erträglich, bis ihm ein berühmter Minister sagte: „Sie sollen niemals mehr allein auf die Straße gehen, Sie können jeden Augenblick zusammenbrechen.“ Ein Begleiter hätte das Zusammenbrechen zwar auch nicht verhindern können, es ist auch seitdem (7 Jahre sind es her) nicht erfolgt. Dem Kranken aber und seinen Angehörigen ward natürlich das Leben durch diese Zukunftsaussicht, die sie nach den Worten des berühmten Mannes täglich zu erwarten hatten und die trotzdem bisher nicht eintrat, mehr als vergällt.

Geht schon aus diesen wenigen Beispielen hervor, daß es nicht immer gut für den Kranken ist, die Wahrheit zu wissen, so erst recht in jenen Fällen nicht, in denen es sich um ein unheilbares Leiden handelt. Auch hier muß jeder Fall individuell behandelt werden. Es gibt Fälle, in denen es notwendig sein kann, dem Kranken die volle Wahrheit zu sagen, wenn es sich z. B. darum handelt, Bestimmungen zu treffen, Anordnungen zu verfügen, die noch während seines Lebens zu treffen und zu verfügen sind. Eine allgemeine Regel läßt sich nicht aufstellen. Auch der unheilbar Kranke läßt sich allgem. über seinen Zustand hinwegtäuschen, läßt selten die Hoffnung fahren, gesund zu werden oder wenigstens noch einige Zeit leben zu können.

Deshalb braucht der Arzt noch nicht zu lügen. „Ich glaube“, sagt Professor Bumke, „daß die Frage zu denen gehört, die sich in allgemein gültiger Form überhaupt nicht beantworten lassen. Es ist gewiß wahr, daß die meisten Menschen viel anständiger zu sterben verstehen, als sie es sich in gesunden Tagen zugekraut hatten. Das heißt aber nicht, daß viele Leute das Wissen von einer unheilbaren Ge-

schwulst z. B. ertragen und daß sie eine Wahrheit die viel wichtiger zu erfahren wünschen.“ Der Arzt braucht dem Kranken meist nicht zu belügen, er braucht ihm aber diese Folgerung zieht auch Professor Bumke, nicht alles sagen, besonders das nicht, was er selber nicht sicher weiß, das nicht nötig, dem Kranken seinen Zustand so schwarz zu schildern, wie er vielleicht werden kann, aber nicht zu den braucht; denn der Arzt weiß auch nicht, ob sich ein Schlaganfall wiederholen wird und wann, ob eine Malignität wiederkommt und wann, ob belastete Eltern auch kranke Kinder zeugen werden.

Treffend antwortete der Leipziger Chirurg Professor Baur auf die Vorwürfe Hermann Bahrs, von denen wir am Anfang unserer Ausführungen sprachen:

„Ein guter Arzt und Mensch zugleich wird seinen Kranken und seinen Angehörigen die Wahrheit in die richtige Form zu stellen wissen. Wir hören in unserem Leben leben eher einen Verwurf, wenn wir einmal die Vorwürfe zu schwarz gefärbt, als wenn wir selbst bei hoffnungsloser Lage immer noch einem, wenn auch noch so schwachem, Lichtstrahl den Eintritt ins Krankenlager gewährt haben.“ Der körperlich Kranke, auch wenn er nicht siebernd deliriert, sondern anscheinend im Vollbesitz seiner geistigen Kräfte und klaren Verstandes ist, ist auch ein psychisch Kranker, der eigener Art der Behandlung bedarf. Körperliche Krankheiten und Gehirntätigkeit stehen in viel intimeren Beziehungen, als es sich der Laie denken kann; auch Ärzte wissen noch viel, viel zu wenig darüber. Man hat schon dafür, daß ein schwer Kranker nicht blindlings Entscheidungen, von Hell zu Hell, von Mensch zu Mensch, Die Vertreter der praktischen Medizin sehen es gerade als ihre Verpflichtung an, auch dort, wo die Kunst — leider so oft — versagt, zu trösten und zu erleichtern, weit es in ihrer Macht steht.“

Zeitschriftenschau

Der *Oktalismus*, illustrierte Monatschrift zur Ausbreitung und Aufklärung über alle Zweiggebiete und Auffassungen des Oktalismus und verwandter Richtungen. (Verlag G. Bittler, Völsfeld), Preis 1 Mark. Unter diesem Titel erschien das erste Heft einer neu gegründeten Zeitschrift, die wissenschaftlichen Inhalts. Was mit dieser Zeitschrift? Im Leitwort heißt es: „Wir wollen das deutsche Geistesleben seiner Fülle und Vielfältigkeit auch mit den Problemen des Oktalismus befruchten, weil uns die Stunde für ihn endgültig gekommen dünkt, und wir wollen durch unsere Arbeit die Öffentlichkeit bereichern, allmählich auch die Begründung der wissenschaftlich unterrichteten zur Erforschung der Psychik zu erziehen.“ Überblickt man das Verzeichnis der Mitarbeiter, mit denen die Zeitschrift in die Öffentlichkeit tritt, so findet man darunter Namen von internationaler Ruf. Am nur einige zu nennen: Univ.-Prof. Dr. Ernst Rüdiger, Graf Hermann Reisinger-Darmstadt, Univ.-Prof. Dr. A. Welfer-Gießen, Univ.-Prof. Dr. Verneuchen-Bonn, Dr. E. Kummerich-München, Regierungsrat Albal Tartaruga, Polizeirat A. D., Direktor des Wiener Rathpaphischen Instituts, Univ.-Prof. Dr. Blocher-Nizza, Chefredakteur Dr. Coudre-Paris.

Ein Frauenbuch

Von Agnes Riegel

Es sind die Lebenserinnerungen der Gattin Dostojewskis, von denen ich hier berichten möchte. Das Buch wirkt wie ein Rahmen um das Lebenswerk des großen Dichters. Zugleich darf es aber auch durchaus eigenen und selbständigen Wert beanspruchen.

Zwei Bildnisse sind dem Buche beigegeben: das rührend schöne, großäugige, herbe Jugendgesicht der jungen Frau, und das Altersbild im Pelz unter den Wüsten und Wäldern des Dostojewskizimmers im historischen Museum zu Moskau. Die Majestät würdig getragenen Alters spricht aus diesen letzteren, die Reinheit eines Kindes aus seinem klaren Blick. Klugheit liegt auf dieser Stirn, Energie um diesen Mund, Tatkraft in diesen Händen — aber alles zusammenfassend, die irdische Hülle formend und durchleuchtend auch dem Stumpfen fühlbar, — aus jedem Zug die Erfüllung von der großen Liebe Anna Grigorjewna — von der Liebe zu ihrem Mann.

Es begann durchaus nicht so, wie Dostojewskis es sich denken und schlechte Romane es schildern: mit der berühmten Flamme auf den ersten Blick, mit Küßen und Schwüren. Es begann bürgerlich-erbautlich mit dem Fleiß und Eifer eines klugen jungen Mädchens, das lernen, arbeiten und verdienen will, das sich freut, als seine erste stenographische Arbeit die große Niederschrift des neuen Romans von Dostojewskis wird, der der Lieblingsdichter ihres Vaters war. Und die hingehet und eine schwere Arbeit findet um einem schwierigen Menschen, und doch aushält, zuerst der verwitweten Mutter wegen, „die sich so freute“, und dann weil der krank, müde, überarbeitete und von Verlegern und Angehörigen gepeinigete und angefogene Dichter ihr Mitgefühl weckt. Bis sie merkt — und er es merkt —, daß er die kleine, stille, treue Sekretärin viel nötiger für sein eigenes Leben braucht als für das seiner Vätergestalten.

Es wird manchmal so hingestellt — und er selbst hat es getan, da wo es um Anja zu schützen notwendig war — als wäre diese späte zweite Heirat Dostojewskis lediglich eine von Ordnungssinn und Vernunft geleitete Handlung gewesen. Aber es gibt wenig so entzückende Verlobungs-

geschichten wie die ihre, diese rührende Brautwerbung des alternden, schwerkranken Mannes um die blühende Jugend, die er in das bunte Fabelgewand eines Romanentwurfes kleidet, die aus der halben Fabel, halber Wirklichkeit wird und der Traum sich erfüllte von dem Diamanten, den er wiederfand, das Herz, das Gott für ihn zu leben bestimmt hatte.

Es kommt, wie kein Mensch es vorausgesehen hätte: diese beiden ungleichen Menschen werden glücklich. So sehr, daß man beim Lesen kaum, erst beim Nachdenken dunkel spürt, was Anna Grigorjewna, was Liebe alles trug um des geliebten Mannes willen. Die Kette seiner fürchterlichen, für Freunde und Verwandte übernommenen Schulden, seiner schwierigen, teilweise sehr üblen Familie, die schweren Erinnerungen seines Lebens, seine unheilbare Krankheit, seine Neizbarkeit, seine Spielleidenschaft, seine Vergesslichkeit und Eifersucht. Alles bezwingt die Geduld, die Klugheit, die Spannkraft dieser einzigen Frau aus ihrer selbstlosen Liebe heraus. Sie, die kaum ohne russische Luft atmen kann, die an ihrem Haus, ihren Sachen hängt, bricht auf und zieht ihn mit in das Wanderleben des westlichen Europas, wie es für ihn das Richtige ist. Sie bleibt allein, sie, die kaum ohne ihn leben kann, wenn er verreisen muß. Ist es das Richtige für ihn und die geliebten Kinder, irgendwo tief in Rußland zu sein, so ist kein Weg zu mühsam, keine Wirtseinsamkeit zu groß, dies zu erreichen. Eine fürchterliche Arbeitslast muß auf ihr gelegen haben, in Jahren, wo sie ganz war und ihre Kinder trug und nährte, ein bohrendes Rechnen und Denken muß sie zermüht haben, — um es ihm, dem Geliebten, immer noch „breit“ und schön im eigenen Zuhause zu bereiten, ihm durch hundert kleine Küsse und Schreibereien mit den Gläubigern und zuletzt die große Arbeit — den Buchhandel — behaglich zu machen. Was ist das alles in ihren Augen, in den Augen der Greisin, die davon erzählt? Ein Nichts, ein kleiner Schatten am hellen Tag. Der Tod des ersten Kindes damals in der französischen Schweiz, — ja, das ist ein Schmerz, der durch ein Leben fortwirkt. Die Schändlichkeit, die den Namen des Teuren mit Verleumdung besetzt, eine nicht begriffene Ungehörigkeit, die dies gültige Herz nie vergeben kann. Aber das andere — liebe Zeit! War nicht die Operation an Yuboffs Armen gelungen? Sah nicht der kleine Fjodor im gestickten Pelz so lieb aus? War es nicht dreulich als er nachts in unserm Weihnachtsbaum im Schilde soh und der Vater, dieser allerbeste, allgütlichste Vater ihn hielt? Gesegnete Jahre, deren einfacher, ruhiger

Glied alles überstrahl, Armut, Krankheit, Trennung über den Tod triumphiert: über den Plumentod des kleinen zarten Aljoscha, des ersten Jüngsten, und über die schrecklichen Januarag, der den Einziggeliebten nimmt.

Von allen den Stunden mit ihm bewahrt nach des Opa Greisin jede Einzelheit. Von den großen, wenn er ihre tierte, wenn er unermüdet und geduldig ihr den „Inquisitor“, diese gewaltige Episode in den „Brüderströmung“, erklärte. Von den ganz seltenen, wenn er ein von früher sprach. Von den tiefen, wenn er allein in die Kirchen betete und sie ihn suchte. Von den frohen Stunden wo er hilflos dem Leben gegenüber stand und sie sein rater war.

Aber dieser letzte Tag sieht wie eingetraumt in ihr: von Morgen, als ein schüchternes Omen, sein Federhalter fort und er beim Suchen erkannte. Dann sieht sie das Blut seinem Mund rieseln, und ihr Herz fühlt: dies ist die Stunde. Es kommt der Abschied, feierlich still und groß, das leuchtet wie diese ganze Ehe, von dem Trost einer allgegenwärtigen Religion, von der innigsten Liebe untereinander bis zu dem Wunder, das ihren Bruder in der schwer Stunde herführt. Bis zur Mittrauer all derer, die Dostojewskis mit ihr verlieren. Vom Alteinbürger bis zum Jüngsten hat Rußland um ihn getrauert wie nie um ein anderes seiner Kinder. Sie fühlten, der war sie selbst, war kein weltlicher Intellektueller, wortgewandter und erlebter literarisch, — das war, getrieben vom Dämon der Propheten in seinem Land und Volkstum verurteilte Russe. „Mütterchen“, — unendlich liebend, unendlich geliebt, mit Seinen kindlich gebogen im Gnadenmantel eines mütterlichen Volkstums, eines alles beklärenden und heiligenden Gebens. Sie erkannte es bei seinem Tod. Aber Anna Grigorjewna Liebe erkannte es sofort.

Es wird immer Menschen geben, die behaupten, Dostojewskis wäre ganz anders gewesen. Westliche Seelen, wie sie am Urat wachsen können, werden ein anderes Bild zeigen. Ein Bild, das verflissen wird, wie eine Photographie. Aber immer wird ein anderes bestehen, das große, aus derkannend Steinen gefügte Dostojewskis, das Dostojewskis in seinem übermenschlichen Lebenswerk zusammengetragen, vergänglich wird es stammen aus dem strahlenden Gold der die Liebe der Anna Grigorjewna ihm gab, dem ihres Lebens, in dessen Dienst sie vergliff.

(Aus dem „Nipen-Welten“)

Die Lebenserinnerungen der Gattin Dostojewskis. Mit Bildern, Ansichten und Faksimiles. 560 Seiten. Aster-Verlag, Leipzig. 8.—